

Durch weitere Forschungen ist auch für meine eigene Arnaudbiographie (Henri Arnaud 1643–1721, S. 11–75 des «Festbuches zur Feier der 250. Wiederkehr des Todestages von Henri Arnaud», Mühlacker 1971) eine Neuauflage dringend nötig.

Theo Kiefner, Calw

Eduard Thurneysen

Die neue Zeit

Predigten 1913–1930, hg. von *Wolfgang Gern*, Neukirchen-Vluyn, Neukirchener Verlag, 1982, 276 S., kart., DM 29.80.

Dieser Band enthält 23 Predigten Eduard Thurneysens aus seiner frühen Zeit als Pfarrer von Leutwil, Bruggen und Basel. Teilweise sind sie einst schon in Predigtsammlungen erschienen, die er mit Karl Barth herausgegeben hatte, seinem nahen Freund, mit dem er zu den «Vätern der dialektischen Theologie» gehört. Unter diesen Vätern war Thurneysen der übersehene. Um so verdienstvoller, daß Rudolf Bohren und seine Mitarbeiter seit einiger Zeit bemüht sind, das Erbe gerade dieses Mannes auf den Leuchter zu stellen. Einer dieser Mitarbeiter, Wolfgang Gern, hat den Band herausgegeben und mit einem kleinen, aber feinen historisch-systematischen Kommentar versehen.

Dieses Predigtbuch ist eine willkommene Veröffentlichung und verdient weit mehr als nur historisches Interesse. Die Predigten lesen sich noch heute, nach zum Teil bald 70 Jahren, als eine bewegende, hellsichtige Verkündigung. Und sie zeigen eindrucklich, wie die theologische Neubesinnung, wie sie dann mit und durch Thurneysen kam, undenkbar ist ohne Anweisung des religiösen Sozialisten Hermann Kutter, gerade die Kanzel als «die Arena des Reiches Gottes» ganz ernst zu nehmen.

Zufällig und doch kein Zufall, daß gleich die erste Predigt eine *Adventspredigt* ist! Denn die Predigten sind eigentlich alle adventlich – auf dem Ton, der schon ganz zu Anfang dort laut wird: «Wenn wieder da und dort einer steht, der gespannt wartet und ausspäht nach dem, was kommen will, wenn das Verlangen nach der Zukunft Gottes machtvoll aufbricht mitten in allen Wirrnissen und Dunkelheiten der Gegenwart: Dann wird es Adventszeit auf Erden» (S. 11). Darin steckt seine Botschaft und darin er selber, der das sein wollte: solch ein Späher. Er sieht die Dunkelheit der Zeit, aber er vertröstet angesichts dessen nicht auf ein ominöses «Später». «Es gibt im Reich Gottes keine anderen Aufgaben als Gegenwartsaufgaben» (S. 125). Aber das gilt, indem er schon das Dunkel der Gegenwart im Licht einer großen Verheißung sieht. «Es weht Adventsluft» (S. 19). Es «liegt Auferstehungsluft über der Erde» (S. 254).

Und so späht er aus nach dem, was größer ist als Kirche, Theologie, Frömmigkeit – obwohl er selbst auch noch da drinsteht und nicht meint (wie Ragaz):

indem er persönlich davon läßt, stehe er schon in dem Größeren; wiederum seufzt er unruhig über das alles hinaus: nach der «neuen Zeit», nach der erlösenden Erneuerung aller Dinge. «Es wird noch einmal klar werden, hervorbrechen, in aller Augen, in alle Ohren und auf alle Lippen kommen, daß wir Gottes sind... Gott lebt, und wir Menschen gehören Gott... Das ist das Ewige, das hinter uns steht, das Ewige, in dem wir uns alle verstehen und finden und uns aneinander freuen können, sobald uns nur einmal die Augen dafür aufgegangen sind» (S. 100f.).

Ich höre aus derlei Sätzen den besonderen Thurneysenschen *Eigentön*: seine Offenheit nach vorne und oben, die sich mit einem Offensein nach der Seite, nach vielen Seiten verbindet. Dieses Offensein wird genährt von einem grundsätzlichen «*Hinhören*». Predigt, so seine überraschende Definition (Das Wort Gottes und die Kirche, 1971, S. 102), ist das Reden eines, der im Reden «hinhört» – ist zuerst nicht Anrede an die Menschen von seiten Gottes, sondern Ausschauen von seiten der Gemeinde «nach jenem ganz anderen Wort». «Wo dieses verborgene Seufzen und Suchen nach Gottes Wort nicht durch eine Predigt hindurchgeht, spürbar gerade an jener Verhaltenheit der Rede, wo im Reden des Predigers nicht jenes Gedränge am Tor entsteht, welches ankündigt, daß da etwas Größeres als menschliches Wort ans Licht drängen möchte, da ist die Predigt nichts wert gewesen.»

Zugleich aber kennzeichnet die Predigten ein Hinhören auf die *Menschen*, das nichts mit einem pfäffisch-herablassenden Sichanbiedern gemein hat. Vielmehr kommt dieses Hinhören aus einer inneren Verbundenheit mit dem «Hörer» der Predigt, in der der Prediger sich zu ihm darum nicht «herablassen» muß, weil er schon zum vornherein auf der Seite der Hörer steht und teil hat an ihrem Befinden und Seufzen. Er versteht sie, und sie können sich verstanden fühlen: in ihrem Hunger nach dem täglichen Brot und ihrem Durst nach Liebe (S. 42), auch in ihrem Verstricktsein in Friedlosigkeit, «Rechtschaffenheit» (S. 25) und Schicksalsgläubigkeit (S. 47), aber auch in ihrer Bedrohung durch «Tuberkulose oder Krebs» (S. 45), durch das, was in den Zeitungen steht (S. 24), durch das Regiment des Geldes (S. 77).

Eine Eigenart von Thurneysens Predigten ist ihre *Schmiegsamkeit*, in der sie es sich (scheinbar in Verleugnung ihres Eigentones, vielmehr in Bewährung ihrer sachlichen Offenheit) leisten können, bei anderen Predigten der Zeit inhaltlich und bis in den Sprachstil hinein Anleihen machen zu können. Zu Recht hat Bohren gerade im Zusammenhang dieser Predigten über den guten Sinn des Übernehmens aus «fremden» Predigten (zuweilen gar ganzer «fremder» Predigten) für das eigene Predigen reflektiert und hat den guten Sinn dessen in einem Zeichen wider eine Werkgerechtigkeit des Predigers gesehen. Thurneysen ist dafür lehrreich, indem er sich in seinen Predigten als ein gelehriger «Lehrbub» präsentiert.

Da ist etwa die Predigt vom November 1918 (zur Zeit des Generalstreiks), wo man in Thurneysens Worten förmlich *Kutter* reden hört – in der «idealistisch» anmutenden Hineindeutung von Reichgotteszeichen in die Unruhe dieser Tage: «Die Welt bekommt heute ein neues Gesicht. Jeder Tag enthüllt es deutlicher» (S. 72). Es gibt heute «eine große, stets wachsende Zahl von solchen», durch die «eine ungeheure Bewegung» fährt: «Es geht nicht mehr so weiter!... Wir wollen eine neue Welt!» (77.75). «Überall in der Tiefe der Völker (hat sich) eine gewaltige Sehnsucht und Hoffnung aufgestaut... nach einer großen Umwälzung..., nach einer ganz neuen Zeit und Welt» (S. 74) – was die Zeit und Welt Gottes sein würde.

Oder da ist die Predigt von 1920, wo man aus Thurneysens Worten den Freund *Barth* in seiner radikalen Phase zwischen erstem und zweitem «Römerbrief» reden hört – in der Betonung der nun alle Identifikationen verunmöglichten «Kluft» zwischen Irdischem und Göttlichem (S. 85). «Wir müssen hindurchgehen durch den Zusammenbruch» (S. 95). «Ein Sprung ins Leere hinaus muß getan werden» (S. 91). «Das Menschliche muß niedergerungen werden, muß sterben, damit das Göttliche lebe» (S. 92). Das Ja ist nur im Nein zu haben (S. 93). «Es braucht gerade das, was wir heute so tief beklagen möchten: den Bankrott der Kirche» (S. 96).

Noch einmal: derlei «Anpassungen» löschen Thurneysens Eigentum nicht aus. Aber – er wurde in seinem Predigen dadurch nun doch einen *Weg* vorwärtsgeführt und erwies sich als ein guter Prediger gerade darin, daß er dazulernen und umlernen konnte, bereit, eventuell auch das abzutun, «was kindisch war» (1. Kor. 13,10). Man neigt heute freilich dazu, den Finger auf das zu legen, was ihm dabei von seiner ersten Blütenfrische verlorenging. Doch dürfte uns darüber nicht der Blick für den Gewinn verlorengehen, den dieser Weg vorwärts brachte. Wie notwendig es immerhin war, über die Erkenntnis der frühen Predigten hinauszukommen, kann man sich an einigen Proben klarmachen.

Es fällt doch auf, wie stark Thurneysen in den frühen Predigten genau das vertritt, was er in seiner späteren «Theologie des Wortes Gottes» revidiert und bestritten hat: so etwas wie eine «natürliche Theologie». Der Mensch «trägt ja etwas Ewiges in sich» (S. 76). Von daher wissen wir darum, was böse heißt. Von daher, daß Gott es uns sagt und offenbart? Nein, «wir alle... haben ein Herz in uns, das sich empört gegen verkehrte Ordnungen... Im Innersten ist uns... nicht wohl dabei» (S. 76f.). Und woher wissen wir, was gut ist? Nun, wir haben ja auch «ein Herz, das nach Gerechtigkeit und Brüderlichkeit ein tiefes Verlangen hat» (S. 78). Und woher kommt die Hoffnung auf die Erlösung vom Bösen? Davon: «Wir haben genug davon» und haben ein «leidenschaftliche(s) Verlangen nach einer neuen Zeit» (S. 75). «Wir spüren alle: es muß und will etwas anders werden... Es wird sicher zum Teil von uns selber abhängen, was daraus wird» (S. 78). Dieses innerste «Verlangen» redet uns somit von Gott: «In dir lebt... ein Verlangen – nach was?... Nenn's Glück, nenn's Liebe, nenn's Reinheit, nenn's

Gerechtigkeit, nenn's Friede – es ist Gott! ... Denn Gott, das fühlst du, das fühlen wir alle, Gott, wenn es ihn gibt, Gott wäre das alles» (S. 43).

Dergleichen zeigt, wie Thurneysen auch in seiner Bestimmtheit durch die religiösen Sozialisten (und am entscheidenden Punkt wie sie) in der liberalen Lehre von einer im Menschen angelegten Offenbarungsmächtigkeit befangen blieb. Und nachdem für so manchen heute der religiös-soziale Aufbruch wieder interessant geworden ist, werden wir wohl den uns fremd gewordenen Bruch Thurneysens gerade mit dieser Tradition neu verstehen müssen. Denn – so sehen wir ihn in diesen Predigten: auf einem Weg, auf dem er an jenem entscheidenden Punkt über seinen ursprünglichen Ansatz hinausdrängt! Und er wollte, er mußte – das war das «Neue» in der mit durch ihn inaugurierten Erneuerung der Theologie – gerade über *diesen* Punkt hinaus, wo ihm jenes «innerste Verlangen» des Menschen zu so einem zentralen Text der Verkündigung wurde, faktisch in Antastung, wenn nicht Auflösung des *sola scriptura, solus Christus, sola gratia, sola fide*. Und *damit* er darüber hinauskam, mußte er wohl zunächst so stark die Negation, «die Kluft» zwischen Gott und Menschen betonen. Und je mehr er darüber hinauskam, desto mehr wurde ihm positiv die Offenbarung Gottes, seine Gnade, sein Wort, bezeugt in der Bibel zum leitenden, maßgeblichen «Text».

Am stärksten wird diese neue Sicht in der Predigt vom 6. 11. 1927 hörbar – wiederum kein Zufall, daß es dabei um eine *Reformationspredigt* geht. Da wird zwar auch die Erkenntnis Gottes in der Unruhe des Menschen offenbar. Aber diese Unruhe ist nicht schon mit der vorhandenen «Unruhe» der Zeit gegeben. Vielmehr «wir alle (sind) noch nicht tief hineingeführt ... in diese Erschütterung all unserer Sicherheiten» (S. 198). Und diese andere, tiefere, wahre Unruhe ist die Beunruhigung durch die «Gottesfrage» (S. 199). Und diese Unruhe kommt «aus einem Buch, aus der Bibel» (S. 201). Und das ist demnach nun wirklich zweierlei und nicht mehr (wie zuvor) zu vermischen: «Gelten unsere eigenen Gedanken oder, daß Gottes Gedanke aus der Bibel zu uns redet, daß wir zu diesem Buch eilen müssen, um zu vernehmen, was Gott mit uns vor hat?» (S. 202).

Thurneysen ist in seinen Predigten auf dem *Weg dorthin*, zu einer Predigt, die von «Gottes Gedanken aus der Bibel» bestimmt wird, aber er ist in den Predigten erst auf dem *Wege* dorthin. Wie in einer so bestimmten Predigt geredet wird – *und* ob sie darüber gleichwohl doch nicht den schönen, weiten Horizont der Hoffnung der Frühzeit verloren hat, das müßte ein Band von Thurneysenpredigten 1930ff. erweisen. Darauf warte ich nun gespannt.

Eberhard Busch, Uerkheim